

- LEHMBERG, MAIK (2016): Westfälische Wörterbücher als Quellen des Niedersächsischen Wörterbuchs. In: Niederdeutsches Wort 56, 97–11.
- PFEIFER, WOLFGANG (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin: Akademie Verlag.
- WEIJNEN, A. A. (1996): Etymologisch dialectwoordenboek. Assen: Van Gorcum.

JAN B. BERNS

Amsterdam, E-Mail: <janberns1@hetnet.nl>

ZDL 86, 2019/3, 362–366

Gabriela Perrig (2018)

Kasussynekretismus im Alemannischen. Zum Zusammenfall von Nominativ und Akkusativ in der Schweiz und in den angrenzenden Dialektregionen.

Stuttgart: Steiner. 312 S. (Zeitschrift für Linguistik und Dialektologie. Beihefte. 172).

€ 54,-

GABRIELA PERRIGS Buch ist ein Beitrag zur Beschreibung der Kasusmorphologie in den deutschen Dialekten vor allem in der Schweiz und ihres Wandels in den letzten 200 Jahren sowie im heutigen Schweizer Gebrauchsstandard. Es ist außerdem ein Beitrag zur morphologischen Theorie, indem Kasusdistinktionen und -synkretismen, vorwiegend für den bestimmten Artikel im Maskulinum Singular, in Beziehung zu morphologischen, syntaktischen, semantischen und informationsstrukturellen Faktoren gesetzt werden.

Das Buch ist, abgesehen von der Einleitung, in vier Teile gegliedert: (a) theoretische Grundlagen, (b) historischer Abriss der Kasussynekretismen vom Indogermanischen bis zum Neuhochdeutschen, (c) Entwicklung von Formen und Paradigmakonstellationen in den schweizerdeutschen Dialekten, (d) Interferenzen im Schweizer Gebrauchsstandard. 34 Karten und umfangreiche weitere Anhänge machen etwa ein Drittel des Gesamtumfangs des Buches aus, was das Bemühen um äußerste Detailliertheit ausdrückt, das sich auch überall im laufenden Text und den dort integrierten 44 Tabellen wiederfindet. Die Arbeit verfolgt die „Fragen nach dem *wann*, *wo*, *wie* und *weshalb* des beobachteten Kasussynekretismus im Maskulinum Singular“ (S. 26) primär des bestimmten Artikels, sekundär auch bei anderen Wortarten mit nominaler Flexion. Vollkommen ausgeklammert wird dagegen das Personalpronomen, weil dort im Maskulinum Singular Nominativ/Akkusativ-Synkretismus in den Schweizer Dialekten grundsätzlich nicht auftritt (S. 23; im Gegensatz etwa zum Moselfränkischen, vgl. RABANUS 2008: 121–126).

(a) In „Theoretische Grundlagen“ (S. 27–65) werden nach der Bestimmung von Grundbegriffen das Instrumentarium und die Vorarbeiten zur Beschreibung und Erklärung von Kasussynekretismen eingeführt. Im Unterschied zu anderen Studien verwendet PERRIG einen weiten Synkretismus-Begriff, der auch Formzusammenfall einschließt, der gegebenenfalls nur das Ergebnis phonetischer Reduktionsprozesse ist (S. 62), also zum Beispiel *ein* < *einen* in einer Konstruktion wie *ich sehe ein Mann*. Diese Position ist vertretbar, da in vielen Fällen nicht klar zu entscheiden ist, ob Homonymien „direkte Formübertragungen“ zugrunde liegen oder nur phonetische Prozesse,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Beirer, Steiner Verlag 2020

die erst sekundär zu Umstrukturierungen des Paradigmas führen. Gleichwohl konzentriert sich die Argumentation des Buches richtigerweise auf die Fälle, in denen Formübertragung durch eindeutige Kasusmarkierung am Artikel nachweisbar ist, also zum Beispiel *ich sehe der Mann*. Unter den neueren Studien setzt sich PERRIG vor allem mit dem „Morphologischen Minimum“ von RABANUS (2008), der merkmalsbezogenen Differenzierung der Formen des bestimmten Artikels von BITTNER (2002) und der Faktorenanalyse von DÜRSCHIED (2007) auseinander. Hier werden die Faktoren eingeführt, auf die in der Analyse der Dialektdaten ([c]) und dann besonders in der Diskussion der Synkretismen im Gebrauchsstandard ([d]) zurückgegriffen wird.

(b) In „Synkretismen aus historischer Sicht“ (S. 67–79) zeichnet PERRIG die Entwicklung der Paradigmen des bestimmten Artikels und des stark flektierten Adjektivs seit dem Indogermanischen nach. Quelle der deutschen Definitheitsmarker sind Demonstrativa (S. 68), heute größtenteils auch in der Adjektivflexion. Die Bedeutung der Formen und Distinktionen aus der Substantivflexion, der im Indogermanischen auch die Adjektive folgen (S. 72), nimmt vom Germanischen bis zum Neuhochdeutschen zugunsten der ursprünglich demonstrativen Formen und Distinktionen immer weiter ab. Die zeitlichen Entwicklungsstufen des hier interessierenden Nominativ/Akkusativ-Synkretismus sind bei Artikel und Adjektiv identisch (Tab. 14 und 20): beim Neutrum Singular und Plural sowie Femininum Plural ist die Formgleichheit bereits aus dem Indogermanischen erbt, beim Maskulinum Plural tritt Synkretismus beim Übergang zum Althochdeutschen ein, beim Femininum Singular beim Übergang zum Mittelhochdeutschen. Die schweizerdeutschen Dialekte komplettieren mit dem Synkretismus auch im Maskulinum Singular die Entwicklung zu uniformen Paradigmen, die niemals Nominativ und Akkusativ unterscheiden.

(c) „Areale Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert“ (S. 81–172) ist der empirische Hauptteil der Studie. Hier wird die Entwicklung des Nominativ/Akkusativ-Synkretismus vor allem beim bestimmten Artikel in vier Etappen nachgezeichnet:

- 1819: Übersetzungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn in 42 Dialekte in STALDER 1819 (S. 85–87 und Anhang, S. 231–232);
- 1874–1941: 23 ältere Ortsgrammatiken, vor allem aus der Reihe „Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik“ (S. 91–94 und Anhang, S. 233);
- zweite Hälfte 20. Jahrhundert: „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (SDS) und „Vorarlberger Sprachatlas“ (VALTS), durch den die an die Schweiz angrenzenden Gebiete in Württemberg, Bayern, Liechtenstein, Vorarlberg und Tirol berücksichtigt werden können (Datenerhebungen 1940–1984; S. 96–97);
- Anfang 21. Jahrhundert: „Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz“ (SADS; Datenerhebung 2000–2006; S. 99).

PERRIG beschreibt und, vor allem, problematisiert die Daten sehr ausführlich (S. 81–107), was das Präludium zu einem durchgängig sehr vorsichtigen Ton bei der Beschreibung und Erklärung der Synkretismen darstellt. Neben Verweisen auf nicht immer klare Georeferenziertheit der Daten (Ortspunkte vs. Regionen), Unterschiede in den Erhebungsmethoden (Übersetzungsaufgabe bei STALDER 1819, freies Gespräch als „ideale Form der Datenerhebung“ [S. 96] in den älteren Ortsgrammatiken, fragebogengeleitetes Interview im SDS, indirekte Fragebogenerhebung mit Übersetzungs- und Bewertungsaufgaben im SADS) und Lücken im Ortsnetz oder in den Paradigmen stellt PERRIG heraus, dass für die ersten drei Etappen aufgrund der konservativen Grundhaltung der äl-

teren Dialektologie „ein zum Zeitpunkt der Erhebung bereits veralteter Sprachstand angenommen werden muss“ (S. 106). Erst bei den Erhebungen zum SADS bemüht man sich um einen „zeitgenössischen Sprachstand“ (S. 106) und auch um Informanten verschiedener Altersklassen und sozialer Gruppen (S. 99). Der hohe Grad an Problembewusstsein ist Ausdruck intellektueller Redlichkeit, führt aber auch zu manchmal langatmigen Ausführungen und Komplizierungen in der Darstellung, die bei der, trotz aller Einschränkungen, sehr großen Menge berücksichtigter Daten und ihrer akribischen Auswertungen an vielen Stellen verzichtbar erscheinen.

Das empirische Ergebnis lässt sich ganz knapp folgendermaßen zusammenfassen: Auf der ersten Entwicklungsstufe (1819) ist im Alpengebiet und in größeren Teilen der Ostschweiz Nominativ/Akkusativ-Distinktion mit den Typen *dr* vs. *də(n)* belegt, in den anderen Gebieten allerdings bereits Synkretismus. Bis zur im SADS belegten Gegenwart hat sich der Synkretismus so weit ausgebreitet, dass nur noch Restgebiete mit Kasusunterscheidung in den alpinen Gebieten der Kantone Bern, Wallis und Graubünden bleiben (siehe Karte 19). Bezüglich der Formtypen zeigt sich überraschenderweise die Generalisierung der alten Nominativform *dr* für beide Kasus, heute (nach Karte 19) der dominierende Formtyp in den Kantonen Basel, Solothurn, Bern und Glarus. Aber auch für die Gebiete, die heute vorwiegend oder ausschließlich *də*-Synkretismus zeigen, kann PERRIG den Nachweis führen, dass hier im ersten Schritt Übertragung des Nominativs *dr* auf den Akkusativ stattgefunden hat, und erst im zweiten Schritt der *dr*-Synkretismus durch *r*-Schwund zu einem *də*-Synkretismus geworden ist (vgl. zum Beispiel die Zusammenfassung der Entwicklung im hierfür besonders typischen Kanton Freiburg, S. 166). Die eigentlich erwartbare Übertragung der Akkusativform auf den Nominativ (vgl. Fazit, unten) zeigt sich im Allgäu östlich des Bodensees (S. 171). Methodisch lässt sich die Richtung des Synkretismus, wenn der Wechsel von einer zur anderen Einheitsform nicht direkt belegt ist, durch das Vorhandensein von zwei Varianten in einer Paradigmazelle nachweisen: In der Schweiz liegen solche Doppelformen üblicherweise im Akkusativ vor, im Allgäu im Nominativ (S. 172). PERRIG führt die Analyse differenziert für Artikel vor Konsonant, vor Vokal, nach Präposition sowie für Demonstrativum und Relativpronomen in einer fast jeden Einzelfall kommentierenden Art durch. Während die sich zeigenden Unterschiede auf der einen Seite dieses Vorgehen zu rechtfertigen scheinen, ist das Ergebnis eine Darstellung, die man passagenweise mit PERRIGS eigenen Worten als „vollständig, aber eher unübersichtlich“ (S. 132) charakterisieren kann.

(d) Das Standarddeutsche hat in der Schweiz keine anderen Kasusdistinktionen und -synkretismen als im Rest des deutschen Sprachraums. Im Kapitel „Interferenzen im Schweizerhochdeutschen“ (S. 173–220) geht es daher um seltene Fälle, in denen im geschriebenen Gebrauchsstandard durch Fehlen der Akkusativmarkierung Formgleichheit mit dem Nominativ eingetreten ist: Es handelt sich um 44 Zufallsfunde in einem Schweizer Internetforum zum Thema Schwangerschaft und Babys (S. 174, zum Beispiel *Freue mich, Dich und Dein Kleiner bald mal zu sehen!*). Diese Daten haben in Bezug auf die in der Studie eigentlich im Mittelpunkt stehenden Dialektverhältnisse eine doppelte Bedeutung. Einerseits liegt es nahe, Abweichungen vom Standard als Interferenzen aus dem Dialekt zu betrachten (S. 175). Andererseits wird aber auch die Frage behandelt, unter welchen Umständen Dialektsynkretismus in den durch die Kodifikation ja stark geschützten Standard eindringen können. Antworten auf die Frage sind relevant auch für den Dialekt selbst, weil es sich um dieselben Umstände handeln könnte, unter denen der Synkretismus auch im Dialekt eingetreten ist (S. 176), die sich aber im Dialekt aufgrund der Natur der historischen Daten heute nicht mehr

untersuchen lassen. Als potentielle Steuerungsfaktoren für den Wegfall der Akkusativmarkierung diskutiert PERRIG:

- Wortart (S. 181–185, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung am bestimmten Artikel als am Possessivum?);
- Eigenschaften von Wortformen (S. 185–194, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung bei Formen wie *einen*, die Objekt phonetischer Reduktion sein können (*einen* > *ein*), als bei Formen wie *den*, die phonetisch nicht zu *der* reduziert werden können?);
- Rektion (S. 194–196, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung beim freien Akkusativ *den ganzen Tag* als bei präpositional oder verbal regierten Akkusativen?);
- Serialisierung und Subjektrealisierung (S. 198–208, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung beim Objekt im Vorfeld als beim Objekt im Mittelfeld oder weniger Akkusativmarkierung beim Objekt, wenn das Subjekt fehlt? PERRIG behandelt diese Faktoren unter der etwas irreführenden Überschrift „Satzglied“);
- semantische Eigenschaften des Verbs (S. 209–213, zum Beispiel weniger Akkusativmarkierung bei hohem Transitivitätsgrad des Verbs?).

In der Analyse werden einige Entwicklungstendenzen ausgemacht, etwa dass topikalisierte Objekte ihre Akkusativmarkierung verlieren (S. 206), was erwartbar erscheint: „Die Funktion, dasjenige auszudrücken, über das eine Aussage getätigt wird, welche typischerweise dem Subjekt zukommt, wird auf das direkte Objekt übertragen, ebenso der Kasus, der diese Funktion üblicherweise markiert.“ Gegen die Erwartung geht die Kasusmarkierung aber bei hohem Transitivitätsgrad des Verbs bzw. starkem Agentivitätsgefälle zwischen Subjekt und Objekt nicht verloren, obwohl sie zur Disambiguierung der semantischen Rollen nicht notwendig wäre (S. 213). PERRIGS Methode ist kreativ und, etwa bei der Bestimmung von Serialisierungstypen und Transitivitätsgraden, aufwändig. Es stellt sich aber die Frage, ob 44 Belege nicht eine zu schmale Basis für diese elaborierten Ansätze sind. Gerade vor dem Hintergrund der extremen Zurückhaltung, die PERRIG bei der Generalisierung von Dialektverhältnissen walten lässt, für die es eine ziemlich solide Datenbasis gibt, verwundert es, dass sie bei den wenigen Daten zum Gebrauchsstandard in zahlreichen Tabellen Quantifikationen mit Nachkommastellen vornimmt (auch wenn sie dann immer wieder selbst auf die schwache Datenbasis hinweist, abschließend auf S. 220).

Fazit: Bei PERRIGS Arbeit handelt es sich um eine nach zeitgemäßen dialektologischen Standards durchgeführte Untersuchung, in der alles gesagt ist, was nach gegenwärtiger Datenlage zum standarddifferenten Nominativ/Akkusativ-Synkretismus in der Schweiz zu sagen ist. Die Beschreibung zeichnet sich durch zurückhaltenden Duktus und große Detailliertheit aus (mit der Ausnahme, dass im Hauptteil zu den Dialekten überraschend wenige Beispiele zur Realisierung der synkretischen Formen im Kontext mindestens der Nominalphrase zitiert sind). Theoretisch ist die Studie auf dem aktuellen Stand der Diskussion in der germanistischen Linguistik. Einen Anknüpfungspunkt für weiterführende theoretische Reflexionen bietet die Beobachtung, dass in der Schweiz die Nominativ- und nicht die Akkusativform generalisiert wird. Sie geht gegen die in RABANUS (2008) beobachtete Generalisierungsrichtung und auch gegen die Modellierungen des Synkretismus in der sogenannten „Nanosyntax“ (vgl. dazu etwa ČAHA 2009). Aus theoretischen Überlegungen heraus, die in dieser Rezension nicht expliziert werden können, müsste man annehmen, dass die Akkusativform generalisiert wird, weil sie als merkmalsreichere Objektform auch das

Subjekt repräsentieren kann – aber nicht umgekehrt. Dass das in der Schweiz offenbar nicht so ist, ist eine Herausforderung für die theoretische Linguistik.

Literatur

- BITTNER, DAGMAR (2002): Semantisches in der pronominalen Flexion des Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 21 (2), 196–233.
- CAHA, PAVEL (2009): The nanosyntax of case. [PhD-Thesis, Tromsø].
- DÜRSCHIED, CHRISTA (2007): Quo vadis, Casus? Zur Entwicklung der Kasusmarkierung im Deutschen. In: LENK, HARTMUT / MAIK WALTER (Hg.): Wahlverwandtschaften. Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 188/189), 89–112.
- RABANUS, STEFAN (2008): Morphologisches Minimum. Distinktionen und Synkretismen im Minimalsatz hochdeutscher Dialekte. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 134).
- STALDER, FRANZ JOSEPH (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnißrede von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten. Aarau: Sauerländer.

STEFAN RABANUS

Verona, E-Mail: <stefan.rabanus@univr.it>

ZDL 86, 2019/3, 366–371

Robert Peters (2017)

Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). Band I: Einleitung, Karten; Band II: Verzeichnis der Belegtypen; Band III: Verzeichnis der Schreibformen und der Textzeugen (Ortspunktdokumentation)

In Zusammenarbeit mit CHRISTIAN FISCHER und NORBERT NAGEL. Berlin/
Boston: De Gruyter. XXVI, 1 651 S., 164 Farbkarten. € 549,-

Mit den von ihm ab Mitte der 1980er Jahre erarbeiteten Merkmalskatalogen für die variablenlinguistische Erforschung des Mittelniederdeutschen (PETERS 1987, 1988, 1990, 1995) legte ROBERT PETERS gewissermaßen die Grundlagen für eine produktive und gewinnbringende, vor allem aber systematische und deshalb hinsichtlich ihrer Ergebnisse auch vergleichbare Schreib- bzw. Stadtsprachenforschung. Bis etwa 1980 galt es als gesichert, dass die Schreibsprache der Stadtkanzlei des Hansevorortes Lübeck nach einer Konsolidierungsphase nach dem Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Mittelniederdeutschen ab circa 1370 mehr und mehr normierend auf die mittelniederdeutschen Schreibsprachen anderer Kanzleien wirkte (sogenannte Lübsche Norm). Nach mehreren variablenlinguistischen Untersuchungen (vor allem wohl im Rahmen akademischer Ab-